

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band XLIX.



N^o 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

VIII.

Ko. Zur Römerzeit führte eine vielbegangene Heerstraße von Susa am Meere nach Sufes, dem heutigen Sbibä, und sie muß in der Nähe von Kairuan vorbeigekommen sein; sie wieder aufzufinden, war der Hauptgrund, welcher die Reisenden wieder in die heilige Stadt zurückgeführt hatte. Sie schlugen die Richtung an dem früher erwähnten Lusthause Dar Farik und seinen prächtigen Gärten vorüber nach den Bergen zu ein und erreichten gegen 11 Uhr den Fuß des Dschebel Gurin, des äußersten Ausläufers der gewaltigen Bergmasse des Dschebel Uffelet. Hier bogen sie in ein seinem Fuße entlang laufendes Thälchen ein, welches von dem Wed Scherischera durchrieselt wird. Unter den Resten einer Wasserleitung wird der Frühstückshalt gemacht; vier mächtige Bogen überspannen das Bachbett und die Fortsetzung läßt sich etwa 3 km weit verfolgen. Es ist das ein Römerwerk, das, wenn auch nicht Kairuan, so doch die Ebene einst mit frischem Gebirgswasser versorgte und so gut erhalten ist, daß man ernstlich daran denkt, es wieder in Stand zu setzen und so der chronischen sommerlichen Wassersnoth der heiligen Stadt ein Ende zu machen. Die Quelle, welche damals das Wasser lieferte und es heute wieder liefern soll, heißt, wie der Bach, Ain Scherischera; sie liegt einige Kilometer weiter oben und auf der ganzen Strecke sieht man die Spuren der alten Leitung, streckenweise sogar in den Felsen gehauen.

Den ganzen Tag hindurch geht es durch ein verwickeltes System von kleinen Thälern, und es wird Abend, ohne daß man Menschen Spuren bemerkt. Indes die Reisenden sind guten Muthes, denn der alte Tschau (Polizeisoldat), den

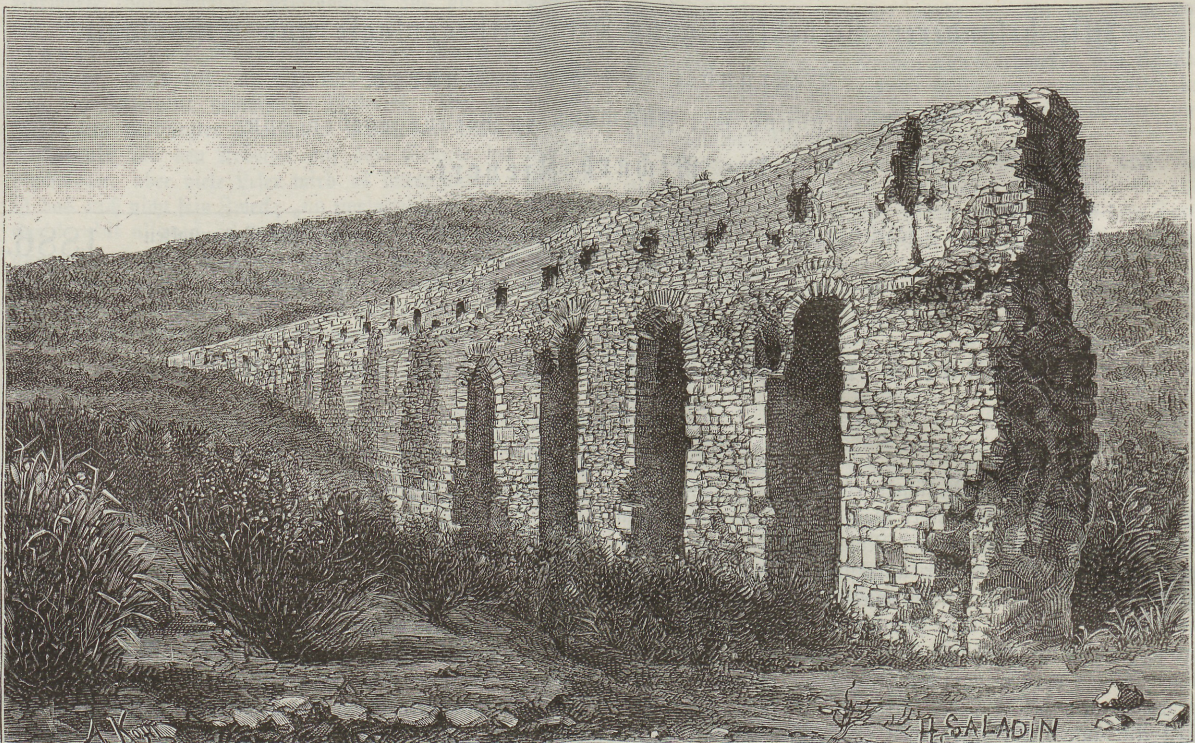
man ihnen in Kairuan als Führer mitgegeben, kennt das Land wie seine Tasche und scheint durchaus nicht geneigt, auf die abendliche Diffä (Mahlzeit) zu verzichten. Von Ruinen sieht man nur hier und da die Trümmer römischer Meiereien, die beweisen, daß auch dieses Bergland einst in seiner ganzen Ausdehnung besiedelt war. Heute begegnet man keinem Menschen, erst gegen Abend lenkt der Tschau vom geraden Wege ab und bringt die Expedition zu einem ziemlich bedeutenden Araberduar. Sie wird freundlich aufgenommen, ein Zelt wird für die Leute errichtet, die Pferde können sich an Stroh und Gerste gütlich thun und die Eskorte nicht minder an dem Ruckfusu, welcher in einer riesigen Holzschüssel aufgetragen wird.

Den Reisenden ist aber klar geworden, daß in diesem bebuchten Gewirre von Bergen und Thälern die Römerstraße ganz gewiß nicht zu suchen ist; sie stellen das dem Führer vor und er scheint sie auch zu begreifen. Am folgenden Morgen ändert er darum die Richtung und wendet sich dem Dschebel Trozza zu, dessen mächtiger Rücken schon längst zur Linken sichtbar ist. Der Pfad zieht sich durch ein endloses, langweiliges Dickicht von Lentisken und Thuja hin, in dem man stellenweise kaum weiter kann; aber nach und nach wird das Land flacher, man nähert sich wieder der Ebene. Der Wed Merg el-Lil, der hier das ganze Jahr hindurch Wasser führt, wird ohne alle Schwierigkeit überschritten, dann folgt man dem Fuße des Trozza. In halber Höhe wird eine große Felspalte sichtbar; nach Angabe des Führers führt sie in eine geräumige Höhle, welche das ganze Jahr hindurch mit Wasserdampf erfüllt ist und die man darum Hammam (Bad) nennt.

Der Dschebel Trozza erhebt sich ziemlich isolirt in der Ebene und kann darum nördlich wie südlich umgangen werden. Die Karawane schlägt die erstere Richtung ein und zieht zwei Stunden lang auf einem Araberpfade am steilen Berghange längs einer tiefen Schlucht dahin; dann steigt sie in bequemer Senkung hinunter und auf der anderen Seite wieder hinauf zum kleinen Berberdorfe Dschra el-Usseltia. Dasselbe liegt äußerst romantisch, fast auf einer Insel, denn eine tiefe Schlucht umzieht es auch auf der anderen Seite und, wenn in der Regenzeit beide Wildbäche Wasser führen, sind die Einwohner ganz von der Außenwelt abgeschlossen. Daß die Einwohner Berber sind, beweist nicht nur der Name ihres Dorfes (Dschra bedeutet ein Dorf aus festen Steinhäusern im Gegensatz zum Djar, dem Zeltdorfe), sondern auch eine ebenso einfache wie sinnreiche Oelpresse, deren Konstruktion sicher vorrömisch ist. Unsere Abbildung giebt eine gute Vorstellung davon. Ein

Baumstamm ist mit seinem einen Ende an einem zwischen zwei Bäumen befestigten Querbalken festgemacht, das andere Ende ist frei und kann durch Steine oder durch Menschenkraft beschwert werden. Unter seinem ersten Drittel ist eine kreisförmige Vertiefung mit Steinen ausgelegt; auf ihr werden die Oliven in den bekannten linsenförmigen Körben aufgeschichtet und durch Herabziehen des freien Endes ausgepresst. Das Del sammelt sich in der Vertiefung und kann von da durch eine Rinne in ein tieferes Loch fließen, aus dem man es ausschöpft. Diese primitive Vorrichtung ist ganz ähnlich derjenigen, welche man in Deutschland vielfach bis in dieses Jahrhundert hinein beim Keltern benutzte; sie hat sich aber nur hier und da in abgelegeneren Gegenden erhalten; in der französischen Kabylie sieht man überall die Kelterpresse mit Schraubenspindel.

Bei Tagesanbruch wird der Weitermarsch nach Schiba angetreten. Zur angenehmen Ueberraschung der Reisenden



Wasserleitung im Wed Scherischera. (Nach einer Photographie.)

bildet der Nordabhang des Dschebel Trozza einen schroffen Gegensatz zu der bisher durchzogenen Ebene, ein förmlicher Olivenwald bedeckt ihn bis zum Merg el-Lil herab. Felder mit Gerste und Bohnen sind überall angelegt, nach der Wegseite geschützt durch Kaktusheden, kurz, man ist im Kabylengebiete. Stellenweise könnte man sich im Sahel bei Hammamet oder Susa glauben. So wird binnen Kurzem das ganze Bergland wieder aussehen, wenn die französische Regierung seinen Bewohnern nur Schutz gegen die Blutgänger in Tunis gewährt. Auf der Straße herrscht ziemlicher Verkehr; es existiren sogar zwei Funduks, in denen man eine Tasse Kaffee und nöthigenfalls sogar Unterkommen finden kann.

Leider dauert aber die Fruchtbarkeit nicht lange; schon das vom Wed Gattar durchströmte Seitenthal ist weniger gut bebaut und durch wild zerrissenes Land gelangt man bald wieder in die vollständige Wüste. Am Rasr Marnji

wird gestrichelt; es sind die Trümmer einer unbedeutenden Befestigung, nur 10 m im Geviert, offenbar in den letzten Tagen der Römerherrschaft in aller Eile zur Abwehr eines feindlichen Ueberfalles errichtet. Zwei Stunden weiter erreicht man den Wed Ruffi, in dessen breitem Sandbette ein Araberstamm sein Zelt Dorf aufgeschlagen hat. Die Reisenden nehmen hier Nachtquartier, nicht ohne einiges Bedenken, denn ein Wolkenbruch oben in den Bergen hätte sie und ihre Gastfreunde in eine sehr bedenkliche Lage bringen können. Eine benachbarte Ruine stellt sich auch als der Ueberrest einer kleinen Befestigung, eines Vordrucks, wie man das jetzt nennen würde, heraus; das Thürgefims trägt den Löwen von Juda und den Pfau; der Bau stammt also aus christlicher Zeit.

Vom Wed Ruffi führt der Weg in südwestlicher Richtung zum Wed el-Hatob und eine Strecke weit in dessen sandigem Bette entlang; eine eigenthümlich auf einem Hügel

hängende Ruine, der Henschir Bu ed-Diab, bleibt zur Rechten, und nach weiterem zweistündigem Marsche über eine wüste Ebene ist das vorläufige Reiseziel, der große Henschir von Sbiba, erreicht.

Es ist wenig genug, was wir über das antike Sufes wissen; ein paar Inschriften und Statuenbasen beweisen, daß es schon zur Zeit des Augustus existierte; sonst erfahren wir von ihm eigentlich nur, daß es in christlicher Zeit ein Bischofssitz war. Nur als 399 n. Chr. der Kaiser Honorius die Christen ermächtigte, den Heiden ihre Tempel wegzunehmen und die Götterbilder zu zerstören, machte die Stadt für einen Moment von sich reden. Sie besaß ein hochverehrtes Heiligtum des Herkules, wohl also des Melkarth, was sie als eine phönizische Gründung erscheinen läßt, die vielleicht bis in die Zeit der Auswanderung der Kanaaniter zurückreicht. Im Tempel stand eine Bildsäule des Gottes und, als die Christen sie zu zerstören versuchten,

setzten sich die Heiden zur Wehre und erschlugen 60 Christen. Der heilige Augustinus schrieb deshalb einen salbungsvollen erbitterten Brief an die Bewohner von Sufes, der uns erhalten geblieben und so ziemlich das einzige Dokument ist, welches uns von der alten Stadt Nachricht giebt; die erschlagenen Fanatiker wurden natürlich heilig gesprochen und die Kirche feiert noch das Andenken der Märtyrer von Sufes am 30. August. — Später wird die Stadt nur noch einmal genannt; in ihrer Nähe bei Mems fand die große Entscheidungsschlacht statt, wo Kuschile ben Behram, der mit den Griechen verbündete Berberkönig, durch die Araber unter Zobeir ibn Kais eine schwere Niederlage erlitt.

In der Umgebung der Stadt fällt zunächst eine Anzahl kleinerer Befestigungen auf, offenbar aus der Zeit stammend, wo die Berber nach dem Untergange des Vandalenreiches sich die Gelegenheit zu Nütze machten und die Ansiede-



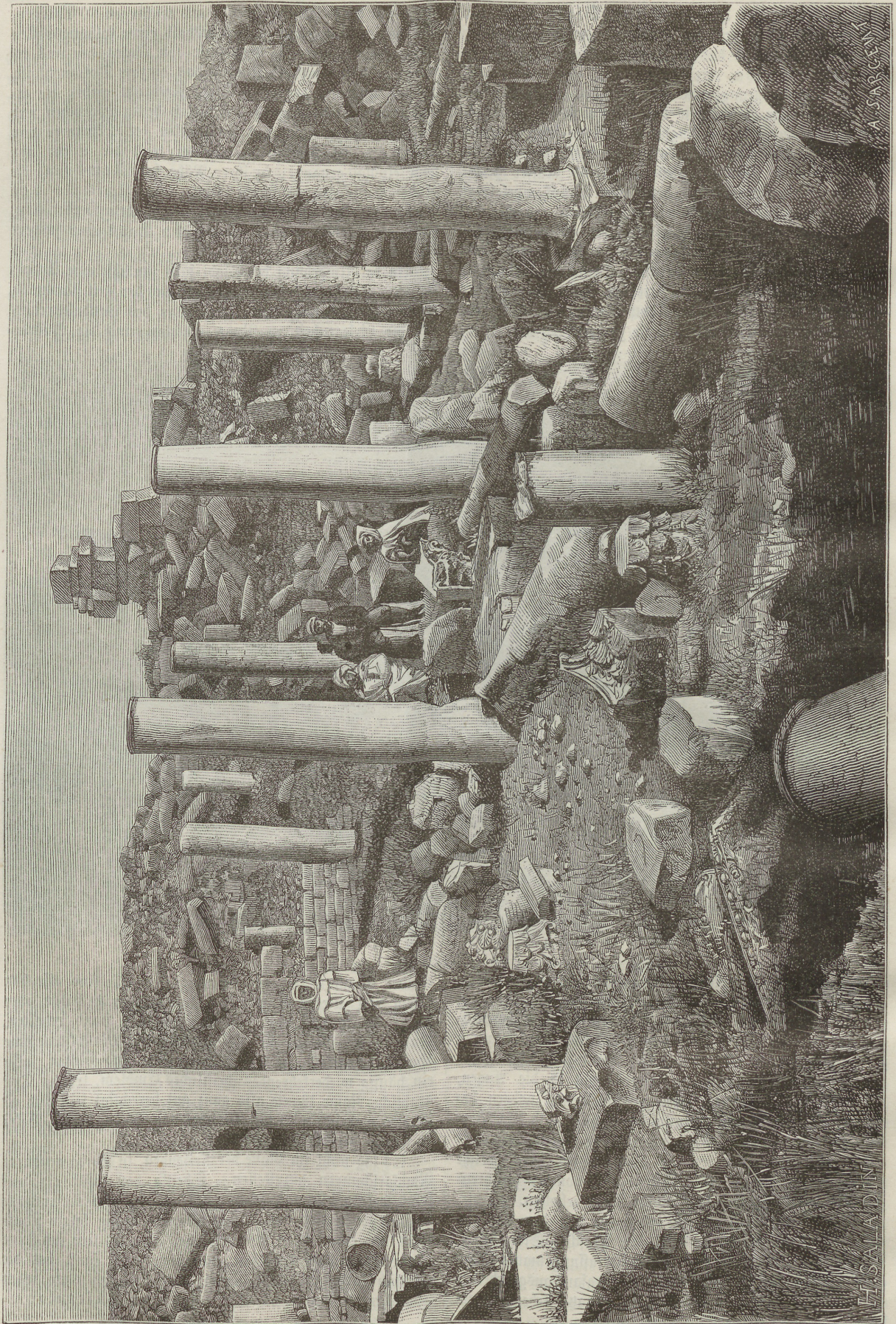
Ölspresse in Dschira el-Mseltia. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)

lungen bis unter die Mauern der großen Städte plünderten. Aber es sind auch noch wichtigere Gebäudereste erhalten. Ausgedehnte Mauern in Blockwerk deuten auf eine Thermenanlage, in welcher noch die für die Aufstellung von Statuen bestimmten Nischen erkennbar sind. Dann fallen die Ueberreste eines hufeisenförmigen Nymphäums in die Augen, ebenfalls aus Blockwerk, aber mit schönen Quadern bekleidet; Bruchstücke von korinthischen Säulen und von Statuen sind noch vorhanden, und man sieht deutlich den vierseitigen Wasserbehälter und die Oeffnungen, durch welche das Wasser in den Brunnen abfloß; auch von der zuführenden Wasserleitung sind noch einige Reste erhalten.

Die wichtigste Ruine ist indeß die von den Arabern als Dschama Sidi Dkba, die Moschee Sidi Dkäs, bezeichnete. Innerhalb einer hohen Umfassungsmauer stehen sechs antiker Säulen, deren sorgsam ausgearbeitete korinthische Kapitäle in schroffem Gegensatz stehen zu dem

elenden Mauerwerke, das sie umgiebt. Sie sind offenbar einem viel älteren Bauwerke entnommen und haben ihre jetzige Anordnung von mohammedanischer Hand erhalten, denn in der Mauer ist als gewöhnlicher Mauerstein eine Konsole eingesezt, welche Weintrauben und Reben, also ein häufig wiederkehrendes christliches Emblem, trägt. Der arabische Name könnte also ganz gut berechtigt sein und es ist dies wahrscheinlich die Moschee von Sbiba, die El-Bekri in seinem Reiseberichte erwähnt.

Es lag nicht im Plane der Reisenden, in Sbiba genauere Nachforschungen anzustellen; Sbeitla bot dafür ein viel lohnenderes Feld und schon nach zweitägigem Aufenthalte brachen sie dorthin auf. Ihre Marschrichtung folgte jedenfalls der einer alten Römerstraße, aber es ließ sich keine Spur mehr von derselben entdecken; auch sonst bot die ziemlich kurze Strecke keinerlei Interesse und ohne jeden Zwischenfall wurde die Stätte des alten Sufetulae er-



Sidi Difa in Sbeitia. (Nach einer Photographie.)

reicht. Ehe die Reisenden hier aber einen längeren Aufenthalt nahmen, machten sie noch einen Vorstoß, um die Römerstraße von Sufetulae nach Aquae Regiae aufzusuchen. Durch den wohlerhaltenen Triumphbogen, den unsere Abbildung zeigt, zogen sie nach einem Plateau, das sich den Bergen entlang erstreckt, und fanden hier auch die unzweifelhaften Spuren der gesuchten Straße, welche sie auf eine geraume Strecke hin verfolgen konnten. Dann wandten

sie sich links, um die berühmte Quelle von Fum el-Gelta zu erreichen.

Mitten in dem hügeligen Lande erscheint plötzlich eine Felsenmaße, durch eine gewaltige Kluft gespalten, und an ihrem Fuße liegen zwei große Wasserbecken, durch eine Felsenmauer, welche das Thal durchzieht, aufgestaut. In die Felsenmauer ist von Menschenhand eine Kerbe gehauen, durch welche das Wasser in eine Leitung tritt, welche es in



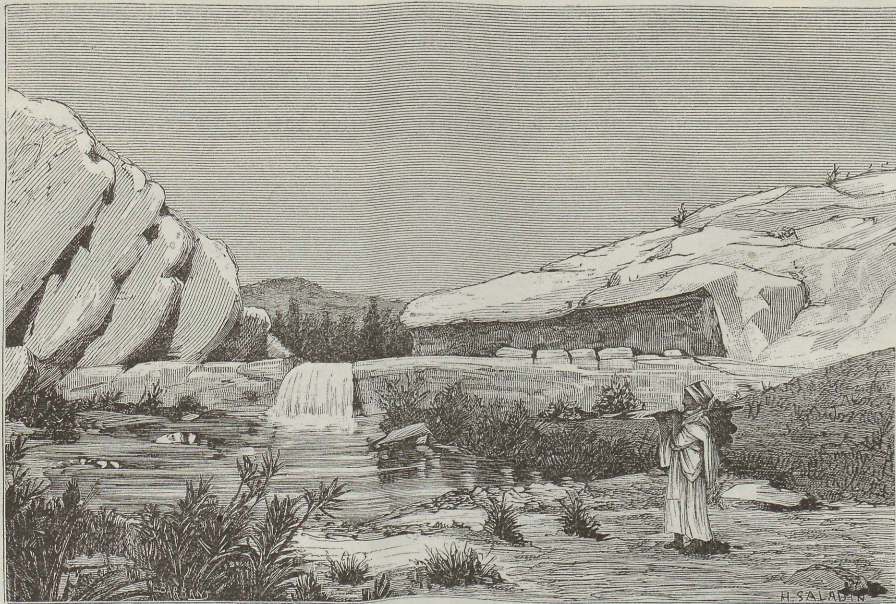
Triumphbogen von Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

ein Sammelbecken von 30 m Breite bei 38 m Länge führt. Dieses Sammelbecken, dessen Mauern durch Widerlager gestützt werden, ist vollkommen wohl erhalten und hat ungeachtet des angesammelten Schammes und des seit Jahrhunderten hineingewehten Sandes und Staubes immer noch eine Tiefe von 2 m. Ein Aquädukt scheint von hier aus ein paar Dörfer in der Ebene, deren Trümmer man noch sieht, versorgt zu haben; er ist zerfallen und heute stürzt das Bergwasser in einer Kaskade über den Rand des

Beckens und verschwindet nach kurzem Laufe in einer dicken Sandschicht. Die Umgebung der Becken ist mit Oleandern und allen möglichen Bäumen bewachsen; aber auch der Bergabhang jenseits der Felsen trägt ein dichtes Grün von Wacholderbäumen, über welche sich einzelne Strandkiefern erheben.

Im Schutze der Bäume wird die Nacht verbracht; am anderen Morgen steigt die Karawane durch eine enge Schlucht hinab, in deren Grunde der dem Wed Menasser

tributäre Wed Sbeitla fließt. Oleanderbüsche erfüllen das Thälchen so dicht, daß die Pferde Mühe haben, sich durchzuarbeiten. Am Ausgange biegt der Weg um eine Felsenecke und nun erhebt sich vor den Reisenden auf ein-



Fum el-Gelta. (Nach einer Zeichnung Saladin's.)



Wasserleitung in Sbeitla. (Nach einer Photographie.)

mal das Plateau von Sbeitla, und an seinem Rande, gerade über ihnen, der Triumphbogen des Konstantin. Da neben liegen die Trümmer der drei Tempel und ihr Peribolos, und etwas weiter hin die Mauern des Theaters. So weit

das Auge reicht, trifft es Ruinen aller Art; nur hier und da sprossen ein paar dürftige Kräuter oder ein dorniger Busch des wilden Delbaumes oder eine verkümmerte Strandkiefer. Der Gesamteindruck ist ein gewaltiger, besonders wenn man die Ruinen in der Abendbeleuchtung, vom Strahle der sinkenden Sonne vergoldet, zum ersten Male erblickt.

In Scheitla gedachten die beiden Archäologen sich längere Zeit aufzuhalten und wenigstens einige Nachgrabungen vorzunehmen; sie mußten sich darum nach einem etwas besseren Nachtquartiere umsehen, als ihre engen Zelte boten, besonders da die Witterung nicht übermäßig viel Gutes versprach. Ein paar neuere Gebäude, welche die Araber auf der Ruinenstätte errichtet hatten, konnten nothdürftigen Schutz gewähren. Zuerst quartierten sich die Reisenden in einem Gebäude ein, das der Marabut Sidi Ibrahim einstmals neben der Ruine eines Tempels erbaut hatte. Dann siedelten sie aber definitiv in ein neueres Gebäude über, das ein reicher Eingeborener aus der Dasis von Nefsa, südlich von Gassa, Sidi Mustapha ben Azuz, vor etwa 20 Jahren errichtet ließ. Derselbe hatte den für einen Tuniser wirklich auffallenden und kühnen Gedanken, Scheitla wieder zu kolonisiren, und hatte dazu eine Anzahl seiner Leute abgesandt, welche sich zunächst daran machten, ein Wohnhaus, freilich auf Kosten einer ganzen Anzahl antiker Nefse, zu erbauen. Das Bauwerk blieb aber unvollendet, denn die benachbarten Nomadenstämme bezogenen gar keine Lust, innerhalb ihres Gebietes eine feste Ansiedelung entstehen zu lassen und plagten die Kolonisten so lange, bis diese sich entschlossen, ihre Pläne aufzugeben.

In den Trümmern richtete die Expedition sich häuslich ein, so gut es eben ging. Der große Hof war als Stallung für die Lastthiere sehr willkommen, denn wenn auch Raubthiere hier nicht zu befürchten waren, den arabischen Nachbarn war nicht allzusehr zu trauen. Die eigentliche Wohnung bestand aus zwei noch nothdürftig erhaltenen Zimmern, zwischen denen ein drittes mit eingestürzter Decke lag. Die beiden Reisenden nahmen das eine für sich und verstopften die Löcher in den Mauern, so gut es ging; das Zelt wurde als Thür verwandt, und so hatten sie schließlich ein Obdach, das ziemlich genügenden Schutz gegen die Tageshitze

wie gegen die Nachtkälte bot. In dem anderen Hause wurden die acht Soldaten untergebracht, welche sowohl als Eskorte, wie als Arbeiter bei den Ausgrabungen fungiren sollten. Durch ihre Unterstützung wurde es den beiden Archäologen möglich, etwas genauere Forschungen anzustellen als ihre Vorgänger.

Die antike Stadt liegt auf einem Plateau, welches der Wad Scheitla in einer tief eingerissenen Schlucht umfließt. Dieser Bach entspringt nordwestlich der Stadt in einer gewaltigen Felspalte, deren Ränder sich gegen 60 m hoch erheben; sie läuft gegen einen Kilometer weit nördlich und endet an einer Felsenmauer, über welche in der Regenzeit die vom Hochplateau herabkommenden Gewässer in einem prächtigen Wasserfalle herabstürzen. Eine ganze Anzahl Quellen führen ihm ihr Wasser zu, so daß er auch im Hochsommer nicht ganz versiecht. Eine der reichsten hatten die Eingeborenen bei dem Kolonisationsversuche Sidi Mustapha's gefaßt und durch eine Mauer aufgestaut, um sie der neuen Stadt zuzuführen; sie ist etwas wärmer als gewöhnlich, und man konnte selbst im Januar recht gut in ihr baden; das felsige Bett ihres Abflusses bot prächtige natürliche Badewannen.

Die Quellschlucht bietet einen wunderbar großartigen Anblick. Ihre beiden Felsenwände verlaufen völlig gerade, aber sie sind von Zeit zu Zeit durch tiefe senkrechte Spalten zerrissen. Nur hier und da sprossen im Bette des Baches ein paar Oleander, am Abhange einzelne Wacholder- und Halbäpfel. An einigen Punkten wird die Wand von kleinen Seitenthälchen geschnitten, die besser bewachsen und von zahlreichen Rebhühnern bevölkert sind, und in den steilen Felsen findet die blaue Felsentaube ein sicheres Versteck. Näher an der Stadt treten auch auf dem Grunde des Thales Felsen hervor und hier, ganz nahe der Wohnung der Reisenden, überschreitet es die Wasserleitung, welche dem alten Sufetulae die frischen Quellwasser vom Dschebel Scheitla zuführte. Noch ungefähr einen Kilometer weit windet sich der Bach bald zwischen steileren, bald zwischen flacheren Ufern, dann erreicht ihn das Schicksal aller seiner Genossen in dieser Gegend: er verschwindet im Sande und vermehrt das unnütze Grundwasser, das irgendwo tiefer unten, mit den löslichen Substanzen des Bodens geschwängert, wieder zu Tage tritt.

Die Houbirg.

Eine keramische Studie.

Vortrag, gehalten am 30. December 1885 in der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg von deren korrespondirenden Mitglieder Dr. C. Mehlig.

Bei Nürnberg, eine Stunde östlich vom reizenden Gebirgsstädtchen Hersbruck entfernt, erhebt sich das über 600 m hohe Plateau der Houbirg oder in hochdeutschem Sinne des Hühberges. Sein Plateau, welches vom Huppurger Bache und dem zur Pegnitz mündenden Rieselbache in tiefgeschnittenen Thalungen umzogen wird, umgibt eine der großartigsten Wallungen der Vorzeit. Dieselbe umzieht einen Flächenraum von ca. 90 000 qm und erhebt sich, aus Kalksteinen und Erde gethürmt, an den höchsten Stellen fast 14 m hoch über den die Befestigung umschließenden Wallgraben. Räthselhaft ist nicht der Zweck der weitgedehnten Banern-

burg der Vorzeit, wohl aber die Zeit, in welcher sie von Menschenthänden gebaut ward. Die Ausgrabungen, welche ich selbst vor mehreren Jahren ausführte, lieferten kein entscheidendes Resultat¹⁾. Wohl fanden sich Scherben verschiedener Art, sonst die Leitmuscheln der Archäologie, wohl ein Bronzering und ein Eisenbeil, wohl Oberzähne und Reithnochen. Aber von wem rühren diese Aftsachen her?

¹⁾ Vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band, 1879, „die Houbirg im Pegnitzthale“ von Dr. C. Mehlig, mit Plan, S. 189 bis 213.

gehen¹⁾. Das Centrum dieser Bevölkerung aber lag aller Wahrscheinlichkeit nach am Nordrande der Alpen oder in den Nordalpen. — Welcher Schluß aber ergibt sich hieraus für unsere Houbirg? Auch hier finden sich im „Hohlen Fels“, am Hochfels und am Karwinkel die bezeichnenden rothen und ornamentirten Hallstatter Scherben. Aus vorstehenden Thatsachen ist zu schließen, daß die Houbirg nicht älter ist als die Scherben, welche sich im Walle selbst vorfinden. Diese Gefäße aber gehören der Hallstatter Periode an (manche davon, vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band S. 196, mögen allerdings der älteren la-Tène-Zeit angehören), folglich muß der Wall zur selben Zeit, in der Hallstatter Periode gethürmt worden sein. Die ersten arischen Stämme, waren es nun Rhätier oder Gallier (dem Verfasser ist das erstere wahrscheinlich!), welche aus dem Osten nach Mitteleuropa kamen, bauten im ersten Jahrtausende v. Chr., erste Hütten, sich, ihren Familien, ihren Heerden zum Schutze solche riesige Bauernburgen, wie sie längs der Donau und des Rheines sich vorfinden. Schon Tacitus kennt diese Lagerräume in seiner „Germania“ cap. 37, castra ac spatia. Er schreibt sie den gewaltigen Riesen zu, welche sieben Römerheere vernichteten — den Cimbern und Teutonen.

Aber die Scherben der zweiten rohen Art mit den primitiven Wulsten, den Glimmerplättchen und der reducirten Ornamentik! Welcher Periode gehören sie an? — Lange, ich muß es gestehen, war der Forscher bei ihrem Anblicke unentschlossen. Endlich ließ ihm die vergleichende Ornamentik ein Licht aufgehen. Es war vor mehr als einem Decennium, als Direktor Hammer zu Nürnberg mit den Archäologen Eisch und Vorfaae auf dem Slavlande der Insel Rügen²⁾ nach Schätzen der Vorzeit eine Entdeckungsreise gemacht hat. Er hat es uns soeben mitgetheilt, daß sie damals im Lande der Nanen, auf der Insel Rana, wie Rügen slavisch heißt³⁾, dem Hauptstze der Nordslaven bis ins 11. Jahrhundert, Gefäße desselben Aussehens mit Glimmerplättchen und mit den nämlichen Formen und Verzierungen angetroffen haben. Zu Schweigen, einem Dertchen am linken Pegnitzstrande zwischen Lauf und Nürnberg, hat 1884 die anthropologische Sektion einen Hügel aufgedeckt⁴⁾. War es nun ein Grabhügel oder der Rest einer Pechstiederei, in ihm traf man dickwandige, mit

rohen Wellenlinien verzierte Scherben an, deren Form und Material abermals genau mit der zweiten Art vom Karwinkel übereinstimmt. Aus der Vergleichung der Scherben von Rügen und Schweigen mit denen der zweiten jüngeren Art vom Karwinkel ist der archäologische Schluß zu ziehen, daß alle drei Produkte zurückgehen auf den letzten von Osten einrückenden Zweig der Arier, das Volk der Slaven. Pegnitz und Rednitz selbst sind slavisirte Flußnamen; von den Katanzwinidi hat der ganze Gau den Namen Katanzgau erhalten. Siglitzhof bei Erlangen giebt ihren westlichsten Vorposten am Regnitzufer an. — Im fünften bis siebenten Jahrhunderte n. Chr. nach und in den Stürmen der Völkerwanderung drangen diese Wenden von Nordosten her in den Nordgau ein. Die alte Volksburg, welche vor ihnen Rhätier, Gallier oder Germanen besetzt hatten, die Houbirg, bot ihren Schaaren in Zeiten der Kriegsgefahr, wenn deutsche Kriegsvölker vom Westen herzogen, gleichfalls Schutz und Sicherheit, und so ward zum zweiten Male die Bauernburg auf der Houbirg als Refugium benutzt und zwar von den Rednitzwenden. Das verkünden uns diese Scherben mit klarer Stimme.

Virchow und Voß haben bekanntlich für die meisten Ringwälle der oberen Lausitz, für die an der Schwarzen Elster gelegenen und für manche andere in den Landen östlich der Elbe bis zur Weichsel aus den gefundenen Scherben den Beweis geführt, daß diese Wälle zweimal bewohnt waren, zur germanischen oder gallischen Zeit in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. und in der slavischen Periode ein Jahrtausend später. Die Funde auf der Houbirg beweisen, daß diese These auch für unseren, südlich des hercynischen Waldgebirges gelegenen Ringwall Geltung hat. Auch er ward mit Sicherheit zweimal von Völkern arischer Abkunft bezogen und vertheidigt in zwei Perioden, die circa ein Jahrtausend von einander getrennt liegen. Auf älterer Grundlage ruht auch dieser Riesenwall, und Slaven benutzten nach dem Abzuge der Markomannen und Mariser die verlassene Schutzstelle zum zweiten Male.

So beweist sich die verachtete, aber dauerhafte Scherbe nicht nur als Leitmuschel der Archäologie, sondern bei vergleichender Behandlung der keramischen Produkte erhebt sich die Scherbe zum Chronometer für der Vorzeit dunkle Perioden. Sie wird zum sicheren Prüfsteine für die Vergleichung der verschiedenen Kulturperioden und deren Höhegrad, und aus der Identität der Gefäße an verschiedenen Stellen, wie z. B. Altdorf, Houbirg, Pullach, Hallstatt und andererseits Rügen, Houbirg, Schweigen folgt der Schluß auf Identität von Volk, Kultur, ja Periode und Zeit. In meo signo vincas! — so ruft die Scherbe dem Forscher der Urzeit zu.

¹⁾ v. Trölitzsch: „Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden“ S. 94 bis 95.

²⁾ Vergl. „Baltische Studien“, 24. Jahrg. 1872, S. 234 bis 290, mit Tafeln.

³⁾ Vergl. Schafarik: „Slavische Alterthümer“, II. Band, S. 573 bis 576.

⁴⁾ Vergl. „Archiv für Anthropologie“, XI. Band, S. 205.

Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brincker.

III. (Schluß.)

V. Die Bastards.

Dieses Mischlingsgeschlecht, welches im 17. und 18. Jahrhundert durch Vermischung von Europäern mit Hottentotten

und anderen Bewohnern Südafrikas entstanden ist, könnte bei richtiger Behandlung sehr wichtig für die deutsche Kolonie werden. Diese Bastards haben zwar nicht die Energie und Zähigkeit ihrer holländischen Väter und haben vieles von

den afrikanischen Müttern geerbt, was nicht gerade lobenswerth ist, jedoch stehen sie im Allgemeinen den Europäern näher als den Rothen und Schwarzen dieser Länder. Sie sind leider nicht im Stande, sich selber recht zu regieren und vorwärts zu kommen wegen der Uneinigkeit, Unschlüssigkeit, Langsamkeit und Haltlosigkeit, die ihnen von ihren Müttern her noch immer anklebt; aber unter europäischer Leitung würden sie Nüchternes leisten.

Aus der Kapkolonie verdrängt und ausgestoßen, mußten sie über den Dranjesfluß ziehen und ihre Existenz im Nama-lande suchen. Anstatt aber in möglichst geschlossenen Reihen zu gehen, an einander zu halten und für das gemeinsame Interesse Sorge zu tragen, zerstreuten sie sich und der eine Trupp zog hier hin, der andere dort hin im Nama- und Damralande. Ein größerer Theil nahm von der Station Rehoboth Besitz, die von den Zwartboots verlassen war. Ein anderer Theil ließ sich auf Grootfontein im Namalande nieder, mußte es aber bald wieder aufgeben wegen der Räubereien der Hottentotten. Ein dritter Theil hat sich in die Wüste verloren und scheint ganz aus einander gesprengt zu sein. Die Bastards auf Rehoboth an der Grenze zwischen Nama- und Damraland wurden sehr gegen ihren Wunsch und Willen mit in den Krieg verwickelt, der im Jahre 1880 aufs Neue zwischen Herero und Namahottentotten losbrach. Anfangs hielten sie es mit den letzteren, aber die Freundschaft dieses hungerleiderischen Geschlechtes wurde ihnen lästiger als ihre Feindschaft, und so stellten sie sich unter den Schutz der Herero und zogen mit ihnen gemeinsam gegen den Jan Jonker und seine Räuberbande. Aber auch das brachte ihnen keinen Vortheil. Jan Jonker, der schlaue Fuchs, hatte seine unzugänglichen Verstecke in den Gansbergen! Von dort aus machte er seine Beutezüge, überfiel die Heerden der Bastards wie der Herero, verzehrte den Raub ruhig in seinen Bergfesten und brachte den Rest nach der Walfischbai zu den weißen Handelsleuten, um sich aufs Neue mit Schießgewehr und Munition zu versehen. So wird ers auch zunächst wohl weiter treiben.

Gelänge es nun der deutschen Regierung, Jan Jonker zur Ruhe zu bringen, dagegen die zerstreuten Haufen der Bastards zu sammeln und als eine geschlossene Nation unter ihren direkten Einfluß zu bringen, so würde sie die neutrale Zone zwischen Herero und Nama-Hottentotten mit diesen Bastards besetzen können. Von Rehoboth bis Gobabis müßten alle Plätze ihnen übergeben werden. Dann wären die Besten unter ihnen als Grenzwächter zu bestellen mit der Aufgabe, jeden Zusammenstoß der Schwarzen und der Rothen zu verhindern. Auf diese Weise könnte der Friede im Lande als gesichert gelten.

VI. Aussichten für Europäer.

Daß im Namalande die Aussichten für europäische Kolonisten gleich Null seien, sahen wir schon. Etwas besser steht es im Damralande. Es giebt da etwas mehr Quellen, auch etwas mehr Niederschlag. Die Regenflüsse Zwachau und Omaruru enthalten ziemlich viele Quellen, die den Grund, der meist aus feinem Sande besteht, feucht erhalten. Dieser feuchte Grund kann, wenn er etwas gedüngt wird, mit Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und anderen Feldfrüchten besät werden. Von Mai bis December pflegen diese Flüsse nicht zu laufen; in dieser Zwischenzeit müssen Saat und Ernte beendet sein. Das gesammte Saeland in den genannten Flußbetten kann im günstigsten Falle 1700 Mnd aufbringen (Mnd zu 200 Pfund). Dann muß aber auch jede feuchte Stelle sorgfältig bedüngt und bearbeitet werden, und es dürfen keine Unfälle eintreten, wie zu frühes Laufen

des Flusses, Nachtfrost in der Blüthezeit u. dgl. Bei der jetzigen Art der Bearbeitung, wie sie durch die Missionare eingeführt ist, werden jährlich durch Bastards, Bergdama und Herero ca. 1000 Mnd erzielt, dazu auch allerlei Gartenfrüchte wie Mais, Kürbisse, Wassermelonen, sogar Bohnen, Erbsen und allerlei Kohlrarten, mit welchen die Missionare günstige Versuche angestellt haben. Jedoch ist dabei ein Uebelstand. Man kann die Gärten und Felder nicht anders gegen das überall einbrechende Rindvieh schützen, als durch starke Gehege von Dornbüschen. Diesem Zwecke fallen alle Dornbüsche zum Opfer. Daher ist der größte Theil des Landes schon fast ganz entholzt, und namentlich alle Stationsplätze sehen ganz kahl und öde aus. Außer diesen feuchten Stellen giebt es wohl nur noch zwei Plätze, wo man Bodenkultur treiben könnte, Windhoek und Waterberg. Vielleicht ließen sich hier und da im südlichen gebirgigen Theile des Damralandes Fangdämme anlegen, bei denen man kleine Gärten und Felder anlegen könnte. Sogar an ein paar Stellen des Groß-Namalandes wäre solches möglich, aber immer nur mit viel Mühe und großen Kosten. Jedenfalls, wenn es gelänge, mehr Wasser ins Land zu schaffen, so wäre es gar so übel nicht. Auch die Viehzucht würde alsdann mit noch größerem Erfolge zu betreiben sein.

Allein der Europäer, der im Lande Gewinn sucht, denkt nicht sowohl an Viehzucht und Bodenkultur, als vielmehr an Kupfer und Minenbetrieb. In der That scheinen im Damralande unter gewissen Breitengraden mächtige Erzlager zu liegen; hauptsächlich im Gebiete des Regenflusses Kuiseb, der in die Walfischbai mündet. Ein zweites Erzlager findet sich auf der Breite von Kap Croß östlich bis nach Tlavi. Hier sollen dem Kupfererz sogar einige Procent Silber beigemischt sein. Diese Mine ist schon seit 100 Jahren und darüber von den nordwärts wohnenden Ovambo ausgebeutet worden. Die Buschmänner waren von ihnen abgerichtet, ihnen das Erz ins Land zu bringen. Jetzt hat ein englischer Handelsmann sich die Mine von den Herero schenken lassen. Um das reiche Erzlager im Kuiseb bewerben sich schon seit längerer Zeit mehrere deutsche Gesellschaften. Die Ausbeutung dieser Lager wird aber große Summen erfordern. Das Gestein, welches durchbrochen werden muß, ist harter, grobkörniger Granit. Die Bergzüge sind von beträchtlicher Höhe und durch Querrippen mit einander verbunden. Fangdämme ließen sich hier mit großem Vortheile anlegen; für Viehzucht wäre die Gegend ausgezeichnet; wie weit der Minenbetrieb lohnen wird, muß sich erst noch zeigen. An anderen Stellen des Landes soll auch Graphit, Blei und Eisen gefunden werden. Es giebt auch noch andere Kupferlager. Aber wahrscheinlich werden das bloß sogenannte Kester sein.

Auf großen und sicheren Gewinn dürfen also die Minenunternehmer im Damralande schwerlich rechnen. Desto mehr rechnen sie auf den Handelsgewinn, und es ist traurig zu sagen, den Hauptgewinn erwarten sie vom Branntweinverkauf. Kaum haben sich einige Deutsche in der Walfischbai niedergelassen, und schon stehen bei ihnen 2 m hohe und weite Fässer mit Träber-Branntwein gefüllt, aus denen täglich die Flaschen der Topenaar und anderer Eingeborenen gefüllt werden. Einige dieser formidablen Fässer sind sogar gleich mit großer Mühe auf Ochsenwagen ins Innere transportirt und im Hofe eines Europäers in Omaruru aufgestellt worden. In Folge dessen hört man bereits von einer Generalsauferei nicht bloß der Weißen, sondern leider auch der Bastards und der Schwarzen. Früher führten englische und schwedische Händler ihren „Gin“ in Kistchen und Flaschen mit sich; die jetzt eintretende deutsche Aera

scheint es gleich mit großen Fässern betreiben zu wollen. Ein böses Omen für die Zukunft! Wo jetzt ein Weißer hinter den Branntweinhändlern her durchs Land reist, da wird er bereits angebettelt: „Gieb uns bitteres Wasser.“ Selbst die geizigen Herero geben ihre geliebten Kinder für Branntwein. Hottentotten und Bastards fehlen nie, wo Gelegenheit zum Trinken ist, die Topenaar an der Walfischbai vertrinken ihren Verdienst beim Schiffsladen, und die Prostitution wird durch etliche Flaschen aus jenen großen Fässern eingeleitet. Das ist das Vorspiel. Der weitere Erfolg wird sein, ein wildes Durcheinander und beständige

Lebensgefahr der Weißen. Denn die trunksüchtigen Eingeborenen sind unberechenbar und viel gefährlicher als Europäer. Sollen kulturelle Unternehmungen in diesem Lande gedeihen, dann wird als erste Regel gelten müssen: kein Branntwein an die Eingeborenen. Dadurch wird man sich viel Herzeleid und Unruhe ersparen und den Segen einer solchen Einrichtung bald erkennen. Wo aber das Gegentheil geschieht, da wird man bald genug erfahren, daß die dadurch herbeigeführten Verwickelungen und Nothstände allen Gewinn verschlingen und nur desto größere Unkosten herbeiführen.

Dr. Stoll's Buch über Guatemala.

In diesen Blättern ist schon zweimal (Bd. 46, S. 270 und Bd. 47, S. 176) auf die Guatemala betreffenden linguistischen Arbeiten des Dr. med. Otto Stoll, jetzt Docenten an der Universität Zürich, aufmerksam gemacht worden; wir freuen uns jetzt, sein weniger geographisch als ethnographisch und kulturhistorisch bedeutsames Reisewerk über diese wenig bekannte mittelamerikanische Republik anzeigen zu können, das in seiner Art ebenso treffliche Belehrung bietet, wie die frühere Arbeit des fleißigen und vielseitig unterrichteten Mediciners. Es führt den Titel: „Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878 bis 1883.“ (Mit 12 Abbildungen und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brodhans, 1886.) Stoll hat Jahre lang im Lande gelebt und ist als praktischer Arzt mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung gekommen; besser als er sind also gewiß nicht viele berufen, ein fremdes Volk zu schildern. Doppelt dankbar aber muß man es anerkennen, daß er es in einem so lesbaren und interessanten Bande gethan hat, und einzig zu bedauern bleibt nur, daß er nicht mehr und weitere Streifzüge durch das Land hat unternehmen können.

Ueber Fauna und Flora, über die Krankheiten und die Sprachen, die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung spricht er mit gleicher Sachkenntniß, wie über die gräuliche neuere Geschichte des unglücklichen Landes. Man kann nicht leicht etwas Widerwärtigeres, Empörenderes und dabei Lehrreicherer und Interessanteres lesen, als die betreffenden Abschnitte in Kapitel 16, 23 und 25. Welche Fülle von Brutalität und Gemeinheit, Schurkerei und Spitzbüberei haben der Präsident Barrios und seine Spießgesellen dort 14 Jahre lang verübt! Man athmet ordentlich erleichtert auf, wenn man S. 429 liest, wie seine eigenen Kreaturen ihn verrathen, und auf S. 487, wie er schließlich meuchlings über den Haufen geschossen wird. Die Indianer werden noch heutigen Tages von der Regierung nicht viel anders behandelt als wie von den Conquistadoren. Heute noch giebt es indianische Ortschaften, wo die Weiber und Kinder beim Anblicke eines Weißen eilig die Flucht ergreifen und letztere rufen: „Da kommen die, welche uns fressen wollen.“ Die Greuel der Conquista — sagt Stoll — hallen noch in dieser kindischen Rede nach. Und wie hinterließ Barrios das Land? Sämmtliche Rassen waren vollkommen leer und fast alle Einkünfte für das laufende und das nächste Jahr im Voraus verpfändet worden; aber sein eigenes Vermögen zählte nach Millionen und soll die gesammte äußere und innere Schuld des Landes (8,7 Millionen Pesos) noch übertroffen haben. Und wie haben seine Unterthanen ihn gefeiert als „Vater des Vaterlandes“, als den „Unsterb-

lichen und uns Vaterland Wohlverdienten“, als den „privilegirten Genius von Mittelamerika“ u. s. w., ihn mit Jesus Christus verglichen, wie oft haben seine Minister, die Deputirtenkammer, die Officiere der Armee, die Beamten aller Grade in den Departements, die Aerzte, Advokaten und Geistlichen der Hauptstadt, die Schulmeister auf dem Lande, die Handwerker und selbst die Gefangenen der Cuarteles in den kriechendsten Ausdrücken ihn ihrer unbedingten Ergebenheit versichert. Alles aus Furcht vor der Heftigkeit des Präsidenten, vor plötzlicher nächtlicher Verhaftung, vor Geißelung und einem qualvollen Tode im Gefängnisse. Mehrere Hunderte mißliebiger Bürger hat das Scheusal dort während seiner 14 jährigen Tyrannei zu Tode martern lassen.

Guatemala (der Name ist spanische Verklammerung des mexicanischen Quauhtemallan, d. h. „Ort der Holzhaufen“) ist kein sonderlich reiches Land; an Metallen ist es geradezu arm (S. 456) und ebenso an Menschen: 1880 zählte es auf 121 000 qkm annähernd 1 224 602 Einwohner, also nicht viel über 10 auf den Quadratkilometer. Ganz besonders menschenleer aber ist die atlantische Seite der Republik, was Stoll durch die Raubzüge erklärt, welche die Spanier, besonders von der Insel Cuba aus, im 16. Jahrhundert zur Gewinnung von Sklaven für ihre Pflanzungen an jenen Küsten betrieben. Fene $\frac{3}{4}$ Millionen zerfallen, abgesehen von 1466 aus Europa und Nordamerika eingewanderten Weißen, einigen Chinesen und Negern, in zwei Haupttheile, die herrschende Klasse der Ladinos (oder Mischlinge zwischen Weißen und Indianern), 379 828 Köpfe stark, und die beherrschte der Indianer mit 844 774 Köpfen. Ueber erstere urtheilt Stoll (S. 311) folgendermaßen: „Vom Präsidenten bis zum Stallburschen treffen wir die Ladinos in allen Lebensstellungen, als Handwerker, Landwirthe, Geistliche, Aerzte und Juristen, und es ist sicher, daß in der Mischlingsbevölkerung ein äußerst fruchtbares, lebenskräftiges und lebensfähiges Element gegeben ist, dem nur noch der eiserne Zwang äußerer Verhältnisse, ein schwierigerer Erwerb der ersten Lebensbedürfnisse fehlt, um auf den verschiedensten Gebieten erfolgreich mit anderen Völkern zu concurriren. Die von der Natur gegebene Verstandesanlage ist schon im jungen Ladino-Kinde eine erstaunlich gute, aber die Schule des Lebens ist in jenem dünn bevölkerten Lande noch nicht hart genug, um die gute Anlage zur vollen Reife zu bringen.“

Mit offener Vorliebe aber verweist Stoll an den verschiedensten Stellen seines Buches bei den Indianern und schildert uns ihr Aeußeres, ihren Charakter, ihren

Glauben, ihre Sitten u. s. w. eingehend und mit Verständnis. Der noch nicht durch Branntwein und Knechtung verdorbene Indianer ist gegen Leute, die er in sein Herz geschlossen hat, auch aufrichtig ergeben, zuverlässig und dem einmal gegebenen Worte treu, Eigenschaften, welche dem phrasenreichen, verbindlichen Ladino gänzlich fremd sind. „Der Indianer liebt den Menschen, der ihn gut behandelt, auch wenn er ein Weißer ist, aufrichtig; der Ladino dagegen kommt nie über den Fremdenhaß hinaus, der ihm tief im Herzen wohnt, und Unaufrichtigkeit gegenüber dem Fremden liegt in seinem ganzen Wesen. Den Grundzug und das tiefe Bedürfnis der indianischen Natur bildet die willige Anerkennung der berechtigten Autorität der Älteren, der Obrigkeit, des Landesherrn. Sie kennt kein „servil“ und kein „liberal“ (Namen der beiden, sich feindlich gegenüberstehenden Parteien Guatemalas), und wie sie sich seiner Zeit mit abgöttischer Verehrung an den Servilen Carrera hängte, so hat sie auch für den Liberalen Barrios im Jahre 1869 die Kastanien aus dem Feuer geholt. Die Bürgerkriege der Ladinos aber lehren uns hinlänglich, daß für sie im Affekte des Parteihasses kein Gesetz und keine Autorität und keine Bande der Natur heilig sind, denn wie oft haben sich Glieder derselben Familie mit den Waffen in der Hand gegenübergestellt, wie oft haben Ladinos um selbststüchtiger Rache willen ein einmal bestehendes Regiment gestürzt und sich selbst an dessen Stelle gesetzt! Nach meiner auf persönliche Erfahrung gestützten Ansicht ist als Charakter der Indianer von Guatemala bei Weitem der bessere Menschen-schlag als der Ladino, obwohl dies nicht so zu verstehen ist, als ob jeder Indianer besser sein müßte als jeder Ladino. Es giebt leider genug verpfundene, lächerliche Subjekte unter den Indianern, aber sie sind direkt oder indirekt durch den Einfluß der Weißen und Ladinos so geworden und haben keinen Grund, mit Liebe und Anhänglichkeit an diese besonders verschwenderisch umzugehen.“

Als Dr. Stoll von Quezaltenango, das auf dem Hochlande liegt, nach Metaltul auf einem der schlechtesten in der an schlechten Wegen reichen Republik hinabstieg, hatte er so recht Gelegenheit, die Quälerei der Indianer kennen zu lernen, welche auf ihren Rücken Frauen, Kranke und große Gegenstände, die nicht von Maulthieren transportirt werden können, hinauf- und hinuntertragen müssen. Er habe, schreibt er S. 69, niemals einem auf diese Weise beladenen Indianer begegnen können, wie er keuchend und mit prall gefüllten Hals- und Kopfvenen, jeden Muskel seines schweißtriefenden Körpers aufs Aeußerste angespannt, sich mit seiner Last diesen Weg hinaufarbeitete, ohne von tiefem Mitleide mit dieser zum Lastthiere herabgewürdigten Rasse ergriffen zu werden. „Die Indianer des niederen Volkes waren an den harten Dienst des Tragens von Lasten schon in der vorspanischen Zeit gewöhnt gewesen, unter der spanischen Herrschaft aber hatten sie reichste Gelegenheit, sich darin zu vervollkommen. Tausende sind in Folge von Ueberbürdung unterwegs zu Grunde gegangen, und selbst die menschlicheren Bestimmungen der *Nuevas Leyes* sind bei der Unbestimmtheit und Dehnbarkeit ihrer Begriffe den Indianern niemals ernstlich zu Gute gekommen. Ihr hartes Loos blieb noch Jahrhunderte lang dasselbe. Worüber ich mich aber wunderte, war, daß selbst fremde Pflanz-er es gegenüber diesem unglücklichen Volke zu einem hinlänglichen Grade von Fühllosigkeit gebracht haben, um ihre Indianer gelegentlich bis an die äußerste Grenze der menschlichen Kraft zu beladen und um den ärmlichen Lohn von drei Reales (1½ Mark) per Tag auf diesen Wegen bergauf und -ab zu jagen. Man klagt über die Verkommenheit dieses Volkes, welches Jahrhunderte lang seinen Kopf zu

nichts Anderem als zum Lasttragen gebrauchen durfte; die Presse der Ladinos sieht in den Indianern das größte Hemmnis für den geträumten „Progreso“ und „Desarrollo“ des Landes, und spricht es offen aus, daß ihr Untergang ein Glück wäre; man wundert sich über die Gleichgültigkeit des Indianers gegenüber den „Segnungen der Civilisation“, und doch, was ist seit der Eroberung ernstlich für die Indianer gethan worden? Wenn diejenigen Pueblos, welche von der Verührung mit Fremden und Ladinos noch relativ frei geblieben sind, dem Andringen der „Civilisation“ alle in ihren Kräften stehenden Hindernisse in den Weg legen, wenn die Indianer bei der Volkszählung von 1880 zu Hunderten die Dörfer verließen und in den unzugänglichen Monte flohen, wenn ganze Departemente sich der Durchführung des Censuses drohend widersetzen und ihn vereiteln, so ist dieser Widerstand im Interesse der Sache zu bedauern, aber er ist begreiflich.

Die Indianer wissen aus der Erfahrung von Jahrhunderten, daß alles Interesse an ihrer Nationalität schließlich immer auf irgend eine Bedrückung und Quälerei hinausläuft. Wenn die Indianer der Pflanzungen und der Dörfer, welche dem zersetzenden Einflusse der Ladinos mehr ausgesetzt sind, jeden Anlaß, Hochzeiten, Todesfälle und religiöse Feste benutzen, um sich bis zur vollständigen Sinnlosigkeit vollzusaufen, wer kann es ihnen im Ernste verargen, daß sie im Rausche Vergessenheit suchen für das instinktiv empfundene Elend, dem sie ihr Leben lang anheimgefallen sind? Wenn die Indianer nicht die moralische Kraft besitzen, dem verderblichen Einflusse des Trunkes zu widerstehen, wer ist dafür anzuklagen als eine gewissenlose Regierung, welche um schnöden Gewinnes willen auf jede Weise versucht, die Moral der Indianer zu untergraben und den indianischen Pueblos die Schnapsbuben und Chicherias mit allen Mitteln zu oktroyiren? Die Regierung zog aus dem Monopol der alkoholischen Getränke im Jahre 1882 die Summe von 1266 042 Pesos, was kann sie dafür, wenn die Indios brutos, diese „animales sin razon“, sich daran zu Tode trinken? Ohne Aguardiente und Chicha kann einmal der Indianer nicht leben; schon die Mütter tauchen, selber halb betrunken, den Finger in die Aguardienteflasche und stecken ihn den Säuglingen in den Mund, damit sie sich bei Zeiten an diesen Genuß gewöhnen.“

Die Indianer sind zwar zumeist dem Namen nach Christen¹⁾, in Wahrheit jedoch glauben sie an zwei Götter, nämlich den „Dios de la iglesia“ (Gott der Kirche), den Gott der Weißen und Ladinos, der mit brennenden Kerzen, dem Zeichen des Kreuzes, der Genuflexion und verschiedenen Gebeten verehrt wird, der sich aber um die Indianer wenig kümmert. Diese haben ihren „Dios de la montaña“ (Gott des Waldes), den „Dueño del palo“ (Herr des Baumes, d. h. der Ceiba), der nur für die Indianer sorgt, verhütet, daß sie auf giftige Schlangen treten, ihren gesäeten Mais aufgehen läßt, ihre Jagd segnet und ihre Weiber fruchtbar macht. Dafür bringen sie ihm unter den heiligen Ceibas Brandopfer vom Ertrage der Jagd und des Feldes dar und verbrennen ihm auf dem Opferfeuer Copal, wobei sie zu ihm beten. Außerdem giebt es noch andere Wesen, die

¹⁾ Der Censur von 1880 unterscheidet folgende Religionen in der Republik: Katholiken, Protestanten, Israeliten, Freidenker, Nationalisten, Befenner der Sinto-Religion, Anhänger des Confucius, Angehörige der Anglikanischen Kirche, Befenner der Natur-Religion, Leute ohne Religion, Atheisten, Anhänger des Brahmanismus, Deisten, Griechen, Lutheraner, Mohammedaner, Indifferenten. Man muß gestehen, daß sich unsere deutsche Volkszählung in dieser Hinsicht viel weniger Mühe macht.

man fürchten und verehren muß, nicht eigentliche Gottheiten, sondern böse Geister, welche Felsen und Höhlen, Berge, Wälder und Flüsse bewohnen. Sie sind Unterthanen des „Dueño del palo“ und führen dessen Befehle aus; wenn man sie jedoch nicht respektirt, so schädigen sie auf eigene Faust Leib und Leben, verderben die Maisernte, tödten die Kinder durch Krankheiten und dergleichen mehr, weshalb es gut ist, ihnen dann und wann an ihren Wohnorten zu opfern. Bei solchen Gelegenheiten sollen die Indianer die sonst sorgfältig geheim gehaltenen Gözenbilder in den Wald hinausstragen und verehren. Einige dieser alten Statuetten sind aus feinem Thon gemacht und hohl; die Höhlung soll dazu dienen, um darin das aus Copal bestehende Räucheropfer zu verbrennen.

Im engen Zusammenhange mit dem alten Gözendienste steht das hohe Ansehen, dessen sich die Amtsnachfolger der alten heidnischen Priester bei den Indianern zu erfreuen haben. Dieselben zerfallen in zwei Klassen, die Ahiz oder Zauberer, welche Anderen Böses zufügen, namentlich ihnen unappetitliche oder gefährliche Reptile in den Leib zaubern, und die Ahizil oder Wahrsager, welche zu ermitteln haben, wer den Betreffenden verzaubert hat. Leider war es Dr. Stoll trotz aller Anstrengungen nicht vergönnt, näher in diesen Glauben oder — wenn man will — Aberglauben einzudringen. Nur so viel hat er ermittelt, daß diejenige Art des Christenthums, welche die Spanier den Indianern Mittelamerikas brachten, um nichts besser war, als ihr ursprünglicher Gözendienst. Der Indianer sollte seine angestammten, guten alten Götter, denen er vertraute, die er kannte, und die, wie er meinte, ihn kannten, gegen fremde, ungewohnte vertauschen, deren Bekenner ihn und seine Familie aufs Schändlichste behandelten. „Wer es nicht glauben will, daß es sich für den Indianer bloß um einen Tausch der eigenen gegen fremde Gözenbilder handelte, der besuche die Kirchen und Kapellen vieler indianischen Pueblos und sehe sich die schrecklichen Holzfiguren an, welche Christus am Kreuze und die Heiligen darstellen und an den Festen herumgetragen werden. Er vergleiche damit die indianischen Gözenbilder aus polirtem Stein oder feinem, bemaltem Thon, welche die mitleidige Erde der Zerstörung entzogen, und er wird mir recht geben und begreifen, daß die Indianer ihre eigenen Götter für besser hielten“ (S. 232 f.).

Vielleicht der lebhafteste Anhang an die altheidnische Zeit hat sich in den „Bailes“ oder Maskentänzen erhalten, welche in allen Indianerdörfern Guatemalas bei gewissen religiösen Festen im Centrum der Republik (Departement Quiché) in der ersten Hälfte des Mai ununterbrochen Tag und Nacht abgehalten und viele Wochen lang vorher eingeübt werden. Es sind theils Pantomimen, theils wirkliche Dramen, in welchen die handelnden Personen in langer Wechselrede auftreten, welche von Musik und Tanz unterbrochen wird. Die Zahl dieser Bailes ist ziemlich groß und beträgt über ein Duzend, z. B. der Hennen-, Neger-, Reh-, Mauren-, Truthahn-, Affen-Tanz, der Tanz der Eroberung, der Tanz der Stummen u. s. w. Stoll sah im Dorfe Uspantan nur den Reh- und den Maurentanz (baile del venado und baile de los moros).

Der baile del venado (S. 372 f.) bestand in einem Contretanz, den acht verkleidete Männer nach dem Takte einer Marimba aufführten. Ihr Kostüm war folgendes: Auf dem Kopfe ein runder, mit rothem und weißem Tuche garnirter Strohhut mit einem hohen Busche von rothen, blauen, gelben und weißen Vogelfedern; vor dem Gesichte eine unserer gewöhnlichen Fasnachtmasken, deren lange Haarlocken bis auf die Schultern herabfielen; auf den Schultern ein kurzer, gelber, goldgestickter Mantel, dessen

Rand mit langen Goldfransen besetzt war. Die Beine stakten in rothen Beinkleidern europäischen Schnittes, welchen vier weiße oder gelbe Querbänder in der Mitte des Oberschenkels und am Knöchel als Besatz aufgenäht waren. Schwarze Mocassines bekleideten die sonst nackten Füße der Tänzer, die in der einen Hand eine kleine blecherne Schelle und um das Handgelenk ein niederhängendes Tuch geknüpft trugen. An dem Tanze der so kostümirten Männer nahmen auch vier Knaben theil, die, in lange, goldgestickte Mäntel und rothe Hösche eingehüllt, auf dem Kopfe eine hölzerne Maske in Gestalt eines braunbemalten Rehkopfes trugen. Sie tanzten, sich vor jedem der übrigen Tänzer verneigend, zwischen denselben herum. In derselben Gruppe befand sich ein Knabe, dessen Kopf in der Maske eines Affen stak und der die Rolle der „lustigen Person“ zu spielen schien. Es wurde bei diesem Tanze nichts gesprochen, doch soll es eine „Relacion“ dazu in spanischer Sprache geben.

Zu gleicher Zeit wurde vor einem anderen Hause von acht Männern der baile de los moros, ein Tanz spanischen Ursprunges, aufgeführt, der einen sagenhaften Krieg Karls des Großen gegen Tamerlan vorstellte. Das Orchester bestand aus einem Indianer, der das K'ohon schlug, und einem zweiten, der die Chirimía blies. Diese Instrumente bilden den Kern des altindianischen Orchesters, während die Marimba fremden (afrikanischen) Ursprunges ist. Der K'ohon ist eine große Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten Stücke Baumstamm von ca. 3 Fuß Höhe und 2 1/2 Fuß Durchmesser, die mit zwei Schlägeln geschlagen wird. Ueber die Höhlung ist oben und unten ein Stück Fell gezogen und die Bänder beider Felle sind an den Seiten des Cylinders durch Zickzackschnüre verbunden. Die Chirimía ist eine Rohrflöte von ca. 30 cm Länge, die sich in sehr hohen Tonlagen bewegt und auf welcher wilde, anscheinend regellose Melodien geblasen werden.

„Etwa um 8 Uhr Morgens, auf ein Zeichen der Kirchenglocken, trat eine Pause in den Bailes ein. Das Volk von Uspantan sammelte sich auf dem Plage vor der Kirche, aus welcher einige wunderbarlich ausgestaffirte Heiligenbilder in Procession herausgetragen wurden. Die hervorragendste Rolle unter denselben schien ein gekreuzigter Christus zu spielen, wenigstens schloß sich das Personal der beiden Bailes demselben an; ebenso trat die Marimba, der K'ohon und die Chirimía als Orchester in den Zug ein, der sich langsam durch das Dorf bewegte und bald wieder auf die Plaza zurückkehrte. Nun begann ein toller Spektakel. Raketen sausten empor und platzten krachend am reinen blauen Morgenhimmel, die buntgekleideten Tänzer der Bailes begannen im grellen Sonnenscheine, unter dem lauten Schalle ihrer Orchester, einen frenetischen Rundtanz, und ein Heiliger nach dem anderen wurde in die Kirche zurückgebracht. Zuletzt blieb nur die Christusfigur übrig, deren Träger sich mit derselben von links nach rechts im Kreise zu drehen begannen. Um das also rotirende Christusbild aber tanzten in umgekehrter Richtung, von rechts nach links, die bunten Masken, Moros und Españoles, Venados und Jäger, schnell und immer schneller, begleitet vom dumpfen Dröhnen der großen Trommel und dem schrillen Jodeln der Chirimía; die Marimba schwieg. So mochten vor Jahrhunderten die Bewohner von Uspantan das Bild ihres Gottes Erbalanque, bevor sie ihm Thiere und Menschen opferten, wild trunken umtanzt haben.

Nachdem auch das Christusbild in der Kirche verschwunden war, trat Stille ein, der Geistliche hielt die Messe ab inmitten dieser fremdartigen Schaar bizarr geschmückter Heiligen und Masken. Nach Beendigung der Messe begannen die Bailes aufs Neue vor der Kirche, die Moros

und Españoles entfernten sich jedoch bald, die Tänzer des Baile del venado führten indessen eine Pantomime auf, welche eine Jagd vorstellte.

Uspantan ist ein kleines armes Dorf, weshalb die Bailes sich in dem beschriebenen, bescheidenen Umfange halten; in größeren und reicheren Ortschaften hingegen werden sie mit weit mehr Pomp gefeiert. Thierfelle vom Jaguar, Puma und von Rehen hängen da den Tänzern über den Rücken, Processionen und Tänze haben ein zahlreicheres Personal.“

Wir brechen hier mit unseren Auszügen aus Stoll's inhaltsreichem und hochinteressantem Buche ab, obwohl noch

vielelei der Beachtung werth wäre, wie z. B. seine eigenartige Auffassung und Erklärung der Tolteken (S. 408 ff.), die er als mexikanische, die Civilisation verbreitende Händler erklärt, während Charnay in ihnen ein ganzes nach Süden vorrückendes Volk erblickt; ferner die Schilderung der fisch- und vogelreichen Lagunen von Deos (S. 179 ff.) oder der wandernden, Heuschrecken vertilgenden Buffarde (S. 190 ff.), die Rückreise über Izabal nach Livingston durch eine der schönsten Landschaften, welche ein sterbliches Auge schauen kann, und vieles andere mehr. Wir müssen uns damit begnügen, das eingehende Studium dieses Reisewerkes von seltenem Verdienste unseren Lesern warm zu empfehlen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mecklenburg-Strelitz ist leider nicht der einzige deutsche Staat, wie auf S. 238 berichtet wurde, dessen Bevölkerung in den letzten fünf Jahren abgenommen hat; vielmehr wird ein Gleiches jetzt von Mecklenburg-Schwerin, das von 577 055 auf 575 140 Seelen zurückgegangen ist, und von Elsaß-Lothringen gemeldet. Auch hier hat sich die Bevölkerung um 3525 Personen verringert und beträgt nur noch 1563 145 Seelen. Die Abnahme hat hauptsächlich bei der ländlichen Bevölkerung und da besonders in den Weinbau treibenden Gegenden in Folge schlechter Ernten stattgefunden. Auch politische Gründe haben viele zum Auswandern bewogen.

— Der Direktor des Dresdener zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums, Dr. A. B. Meyer, hat im August 1884 das berühmte Gräberfeld zu Hallstatt besucht und sich dabei überzeugt, daß die dortigen Ausgrabungen noch keineswegs als abgeschlossen anzusehen seien. Dies führt er des Weiteren aus in seiner Schrift „Das Gräberfeld von Hallstatt“ (Dresden 1885), welche mit einer Ansicht des Gräberfeldes, der ersten überhaupt veröffentlichten, und den Abbildungen einer prächtigen Fibel und eines Dolches, beide im Linzer Museum, geschmückt ist. Meyer berichtet kurz über die vorhandene Literatur und giebt eine Statistik der Grabungen und der Fundstücke. Die Zahl der dort bestateten Leichen schätzt er auf höchstens 3000, die Zeit, während welcher dieselben dort begraben wurden, auf ein paar hundert Jahre, während Andere weit längere Perioden annehmen. Wahrscheinlich sind die Gräber vor dem vierten bis dritten vorchristlichen Jahrhundert angelegt worden. Dann macht er auf eine Reihe von Desideraten aufmerksam, so besonders darauf, daß noch niemals nach den Wohnstätten der Begrabenen geforscht worden ist, während doch ein Volk, das solche Schätze, wie wir sie von Hallstatt kennen, in seine Gräber legte, ganz zweifellos auch an seinen Wohnstätten viele Ueberreste von Bronzen u. dergl. hinterlassen haben muß. Auch das Gräberfeld selbst und speciell der mit Wald bestandene Theil desselben verdient weitere Untersuchung, ebenso der Hallberg, d. h. der steile Abhang vom Gräberfelde bis nach Hallstatt hinunter, wo schon v. Hochstetter eine erfolgreiche Grabung ausführte. „Das ganze zu erforschende Gebiet umfaßt viele Tausende von Quadratmetern und wird zweifelsohne noch wichtige und nothwendige Aufschlüsse in Bezug auf die Beurtheilung der Niederlassung gewähren. Denn im Großen und Ganzen ist man eigentlich noch ziemlich im Unklaren über dieselbe. Man hat wohl den größten Theil des Gräberfeldes aufgedeckt, allein von den Wohnstätten noch so gut wie Nichts gefunden; man kann daher

auch keine gegründete Vorstellung über die Dauer der Niederlassung gewinnen, welcher Faktor aber außerordentlich wichtig ist zur Ermessung der auswärtigen Beziehungen von Hallstatt.“ Als geeigneter Leiter neu vorzunehmender Ausgrabungen würde sich der dortige Oberbergverwalter Gutter, der vorzüglichste Kenner der Lokalität, empfehlen. — Auch in der Nähe von Hallstatt, in der Lahn und bei St. Agatha am Nordende des Sees, dürften sich Grabungen lohnen. Zum Schlusse macht Meyer darauf aufmerksam, daß die Frage nach der Herkunft des in Hallstatt gefundenen, zu Schmuck verarbeiteten Bernstein gleichfalls noch ihrer Lösung harret.

Asien.

— Die Kokos-Inseln, südwestlich von Sumatra, sind im abgelaufenen Jahre der Regierung der Straits Settlements unterstellt worden (vergl. „Globus“ Bd. 48, S. 223), nachdem sie bisher unter der Verwaltung von Ceylon gestanden hatten. Bei dieser Gelegenheit erinnert der „London and China Telegraph“ daran, daß der Name Keeling-Insel sich nur (?) auf eine einzelne 15 Meilen nördlich gelegene, von Kapitän Keeling 1689 entdeckte Insel bezieht, und die Anwendung desselben auf die ganze Gruppe der Kokos-Inseln nur irrtümlicher Weise stattgefunden hat. Bekanntlich weht die englische Flagge dort seit 1857.

— Gegen „Europäische Kolonisation in Südlich-Indien“ sprach sich unser Mitarbeiter, Herr Emil Metzger, in einem unter diesem Titel in der „Revue Coloniale Internationale“ erschienenen Aufsatze aus. Wenn derselbe nur ein begrenztes Gebiet im Auge hat, so enthält er doch auch einiges, was sich auch auf Kolonisation in den Tropen im Allgemeinen anwenden läßt, weshalb wir hier den Gedankengang kurz wiedergeben. Er wirft zunächst die Frage auf, ob die weiße Rasse überhaupt in den Tropen lebensfähig ist, und erinnert daran, daß selbst bei den so häufig als Beispiel einer geglückten Akklimatisation angeführten „Petits Blancs“ von Réunion, wie Bordier (La Colonisation scientifique 1884) mittheilt, sich von Anfang an eine Vermischung mit der eingeborenen Bevölkerung nachweisen läßt (wie denn auch Mischlinge in Indien eine bedeutend niedrigere Sterblichkeitsziffer aufweisen); zweitens fragt er, wie sich das Leben etwaiger Kolonisten gestalten würde, und kommt zu dem Resultate, daß sie kein beneidenswerthes Loos zu erwarten hätten. Auf beide Punkte, über die sich ja streiten läßt, legt er aus diesem Grunde keinen besonderen Nachdruck, wiewohl sie ihm persönlich schwer

wiegen, um dann die wirthschaftliche Seite der Frage zu betrachten, und daraus den Schluß zu ziehen, daß schon mit Rücksicht hierauf der Versuch einer Kolonisation mit holländischen Bauern keine Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Beiläufig erwähnt wird, daß solche Projekte doch manchmal ohne alle Sachkenntniß gemacht werden, wenn z. B. in einigen Aufsätzen, welche die Ansiedelung von holländischen Bauern in Indien befürworteten, davon gesprochen wurde, durch eine solche ganz nebenbei dem Aftehkriege ein Ende zu machen, oder wenn geographisch noch unerforschte Gegenden, wie z. B. die Hochfläcken (?) von Neu-Guinea als ein Paradies geschildert, diese Insel selbst als ein Australien der Zukunft hingestellt wird.

Afrika.

— Das Petroleumlager am Gebel Zeit (vergl. oben S. 256) ist nicht zufällig entdeckt, sondern von einem belgischen Bergmann, Dehay, auf Kosten der ägyptischen Regierung nach sechswöchentlicher Arbeit erhoben worden. Die Stelle liegt nur 30 Yards vom Meere entfernt und dicht bei einem guten Ankerplatze. Eine englische Kommission von Fachleuten hat sich über den Fund in hoffnungsvollem Sinne ausgesprochen.

— Wie der „Natal Mercury“ berichtet, geht es der neuen Buren-Republik im Zululande, Brijheid genannt, wenigstens in materieller Beziehung sehr gut. Die Grenzen sind festgesetzt und 800 Hofstellen, jede von 3600 Acres, den Buren für ihre dem Könige Dinizulu erwiesenen Dienste zur Verfügung gestellt worden. Man hofft, daß sich bald 1000 Familien in diesem höchst fruchtbaren und schönen Theile Afrikas niedergelassen haben werden; das Land ist zum Theil schon bearbeitet und bebäet; die Hofstellen liegen bis beinahe an die Luciabai hin und erreichen auch in anderer Richtung den Ocean. Hoffentlich wird das nördliche Zululand durch die Unternehmung der Buren der Segnungen der Civilisation theilhaftig.

— Bekanntlich hat die niederländische Südafrikanische Gesellschaft an Ort und Stelle untersuchen lassen, durch welche Mittel es möglich sein würde, die zwischen den Niederlanden und dem Transvaal bestehenden Beziehungen enger zu knüpfen. Der Bericht des Delegirten Dr. H. F. Jonkman, der vor Kurzem veröffentlicht ist, macht in dieser Hinsicht folgende Vorschläge: 1) Veränderung des Gesetzes betreffend den höheren Unterricht, um die Studenten von England ab- und nach Holland hinzuziehen (hat bereits stattgefunden); 2) Schaffung eines Fonds, um Studenten aus Transvaal Unterstützung zukommen zu lassen; 3) Herausgabe einer Zeitung, in welcher unter Mitwirkung von Südafrikanern die Interessen beider Länder besprochen und vertreten werden; 4) das Veröffentlichung guter Schulbücher, die in holländischer Sprache geschrieben sind und in Holland erscheinen, aber den Bedürfnissen der Afrikaner Rechnung tragen; und 5) Sammlung einer guten, für Südafrika bestimmten Volksliteratur.

— Die Arbeiten der französisch-portugiesischen Grenzkommission in Westafrika sind beendet: Frankreich hat den Bezirk von Massabe, welcher nördlich von der Mündung des Tschiloango-Flusses liegt, an Portugal überlassen und dieses tritt dafür seine Enclave Ziguinhor in Senegambien an Frankreich ab. Ziguinhor liegt im Binnenlande am Flusse Casamance und zwar östlich von Carabane, welches sich bereits im französischen Besitze befindet.

— Ausführlichere Nachrichten über die Reise der Lieutenants Kund und Tappenbeck in das Innere des Congo-Staates enthält auffallender Weise (wohl durch eine Indiscretion) das Brüsseler „Mouvement Geographique“ vom 21. März. Danach stellt sich dieselbe als ein tiefer Vorstoß so recht in den unbekanntesten Theil des Congo-Bekens dar, so daß diese anfangs so unglückliche Expedition zuletzt doch

noch einen schönen Erfolg davongetragen hat. Vorausichtlich wird sie nun nach Europa zurückkehren. — Die beiden Reisenden verließen am 9. August 1885 mit 88 Negern von der Loango-Küste Leopoldville am Stanley-Pool und zogen in südsüdöstlicher Richtung durch bisher unbekanntes Gebiet zum Kuango, den sie am 6. September etwa unter 6° südl. Br. überschritten. Dann wandten sie sich östnordöstlich, wiederum durch nie betretenes Gebiet zum Kassai, kreuzten drei ansehnliche, nach Nordnordwesten fließende Ströme, Wambo, Saie und Kuilu mit Namen, erreichten den Kassai am 19. Oktober unterhalb der Mündung des Luebo, zogen einige Tage an seinem linken Ufer abwärts und überschritten ihn dann. Dann ging es nach Nordosten zu dem Lukata, dem sie ziemlich weit aufwärts nach Osten (etwa bis 21° östl. L. Gr.) folgten und dann vom 14. Januar an hinunter fuhren. Derselbe fließt anfangs dem Sankuru, dann dem unteren Kassai parallel und stellte sich zuletzt als der Oberlauf des Mfini (welchen Stanley aus dem Leopold-See kommen läßt) heraus. Am 28. Januar trafen die Reisenden, welchen die Eingeborenen wiederholt feindlich entgegengetreten waren, wieder in Leopoldville ein.

Inseln des Stillen Oceans.

— In Kaiser-Wilhelms-Land auf Neu-Guinea sind bis jetzt drei Stationen von der Neu-Guinea-Kompagnie errichtet worden: in Finschhafen, in Friedrich-Wilhelms-Hafen und Dalmannshafen. Die Berichte über die Fruchtbarkeit des Landes und das Verhältniß zu den Eingeborenen lauten sehr günstig, aber bedenklich ist, daß die von Java mitgenommenen Malayen sehr unter dem Wechsel des Klimas leiden, mehr als vorläufig die Europäer.

— Die Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land bringen einige sehr interessante Beobachtungen von J. Weißer, welcher mit der „Hyäne“ die Küsten besuch. Wenn man die Küstenstraße von Port Konstantin an befährt, überseht man die ganze Finisterre-Kette mit ihren 11000 Fuß hohen Gipfeln; eine scharfe Scharte trennt sie von dem isolirt aufragenden Bismarck-Gebirge und scheint einen Paß zu den dahinter liegenden Hochebenen zu bieten. Die Küste ist auf der ganzen Strecke ein parkartiges, flach ansteigendes Grasland von ca. 30 Seemeilen Breite. Weiter ostwärts kommen zahlreiche Gewässer von den Bergen herab, das Land steigt in Terrassen an, die bei Fortification Point ganz wie Festungswerke aussehen. Das ganze Gebiet von Port Konstantin bis an den Friedrich-Wilhelms-Hafen ist neugehobenes Land und fällt an der Küste einige Meter hoch steil ab, so daß hier Mangroven und Sümpfe nicht existiren und das Land wahrscheinlich gesund ist. Die Hebung hängt wahrscheinlich mit den nun erloschenen Vulkanen von Rook Island bis Volcano zusammen; früher tauchte die aus Urgebirge bestehende Finisterrekette direkt ins Meer und war mit Korallenriffen umgeben; jetzt sind keine Riffe mehr da und das Wasser ist dicht an der Küste 200 m tief. Der Boden ist längs der Küste fruchtbarer Humus, an den Flußmündungen sogar sehr üppig, im Inneren ist der Korallenboden noch fast unverwittert und trägt nur scharfsantiges, hellgrünes, mannshohes Gras.

— Kapitän John Strachan, als Leiter einer Expedition, welche die Inhaber der in Melbourne erscheinenden Zeitung „the Age“ 1884 nach Neu-Guinea schickten, bereits bekannt, unternahm im November 1885 auf eigene Faust eine zweite Expedition dahin, von welcher er Anfangs Januar zurückkehrte. Er hatte sich zuvor mit dem am 3. December 1885 verstorbenen Ober-Kommissar Sir Peter Henry Scratchley verständigt, um nicht mit den in Bezug auf Neu-Guinea erlassenen sehr strengen Regulativen in Konflikt zu gerathen. Es wurde ihm durch Revers das

Vorrecht auf zwischen der holländischen Grenze in 141° östlich von Gr. und der westlichen Küste des Papua-Golfes gelegenes Land, welches er von den Eingeborenen an sich bringen würde, zugestanden, ferner die Berechtigung, dort werthvolles Holz zu fällen und zu exportiren, und sich und seine Gefährten nach Belieben auszurüsten und zu bewaffnen. Kapitän Strachan begab sich dann in Begleitung von Mr. Kerry, Mr. Poett, einem alten ostindischen Pflanzer, dem Photographen Gerstenkorn u. s. w. auf dem Schoner „Herald“, mit einem kleinen Flußdampfer im Schlepptau, nach der Mündung des Mai-kassa oder Baxter. Man fuhr denselben über 100 Miles oder 161 km hinauf und lief auch in einige der vielen Nebenflüsse, wie in den Prince Leopold River, ein. Snags, d. i. im Flusse lagernde Baumstämme, verhinderten die Weiterfahrt. Der Dampfer blieb hier nun einige Zeit liegen, und kleine Parteien der Gesellschaft unternahmen Ausflüge ins Innere in der Dauer von drei bis vier Tagen und bis zur Entfernung von 40 Miles oder 64 km. Der Pflanzer Poett versichert, daß er dabei über das schönste Land kam, wie er es je in seinem Leben sah, und daß auf solchem Boden alle tropischen Gewächse in Fülle gedeihen würden. Das vorzüglichste Land lag nach dem südlichen Ufer des Fluß zu. Man verließ dann den Baxter, fuhr an der Meeresküste bis zur westlichen Küste des Papua-Golfes entlang und entdeckte fünf kleine Flüsse, die man aber doch immer noch 10 bis 30 Miles (16 bis 48 km) weit mit dem kleinen Dampfer befahren konnte. Auch unternahm man Exkursionen über Land in der Länge von 50 km. Man brachte von der Reise Proben von werthvollen Hölzern und Bodenerzeugnissen mit, sowie auch eine umfangreiche Sammlung von Geräthschaften und Kuriositäten der Eingeborenen. Unter letzteren erregt ein seltsamer großer Götz, welcher den von den Gona-Eingeborenen verehrten Gott Leeger darstellen soll, ein besonderes Interesse. Es war mit vieler Schwierigkeit verknüpft, sich in den Besitz desselben zu setzen und hätte leicht verhängnißvoll werden können. Der Götz wird nunmehr einen Platz im Museum in Sydney einnehmen. Kapitän Strachan ist mit dem Erfolge seiner Reise sehr zufrieden.

H. Greffrath.

— Unter dem Titel „New-Guinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877 bis 1885 von James Chalmers und W. Wyatt Gill“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886) ist jetzt die von uns bereits (Bd. 48, S. 128) angekündigte Uebersetzung des englischen „Work and Adventure in New-Guinea“ erschienen. Wir verweisen unsere Leser auf die ausführliche und empfehlende Besprechung des Buches von Emil Meißner, welche sich auf S. 60 und 74 des vorigen Bandes des „Globus“ findet („Aus dem südöstlichen Theile von New-Guinea“ I, II).

Nordamerika.

— Im vierten „Annual Report of the United States Geological Survey“ (Washington 1884), der vor Kurzem erschienen, findet sich ein sehr interessanter Aufsatz von J. C. Russell über die abflußlose Region des Great Basin und seine Seenreste. Das ganze Gebiet ist ein ungeheures Tafelland, das durch kolossale Verwerfungen in ein wild zerrissenes Bergland verwandelt wurde; fast alle Erhöhungen, wenn sie nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt als Mesa zwischen zwei abgesunkenen Tafeln als Horste stehen blieben,

zeigen nach der einen Seite hin einen steilen, oft unersteiglichen Abstieg, der z. B. bei den Stein Mountains einige tausend Fuß beträgt, nach der anderen Seite dagegen sie sich ganz allmählich in eine Senkung ab, deren tiefsten Punkt ein See oder die Spur eines ehemaligen Sees einnimmt. Die abflußlose Binnenregion erstreckte sich früher anscheinend über das ganze Gebiet zwischen der Sierra Nevada und der Cascade Range; aber in der letzten feuchten, wahrscheinlich quaternären Periode haben die Gewässer vom Lake Klamath Zeit gefunden, die trennenden Riegel so tief einzuschneiden, daß ihr Gebiet auch jetzt noch dem Ocean tributär ist. Verschiebene Unterabtheilungen, die jetzt abflußlos sind, würden schon bei einem ziemlich geringen Steigen Verbindung mit benachbarten Flüssen bekommen, so Lake Malheur mit dem Shoshone, Goose Lake, wie er sie noch bis vor Kurzem hatte, durch Pitts River mit dem Sacramento. Wie die ungeheuren Bänke von Lava, Rhyolith und vulkanischen Tuffen, welche früher den ganzen nördlichen Theil des großen Beckens (200 000 bis 300 000 square miles) in einer geschlossenen Masse bedeckten, entstanden sind, vermag auch Russell nicht zu erklären; er nimmt Spaltenausbrüche (fissural eruptions) an, sagt aber selbst, daß er außer Stande sei, Beweise dafür beizubringen. Die Verwerfungen sind theilweise offenbar ganz neuen Datums; an den Warner Lakes sind die Bruchflächen so frisch, als seien sie erst gestern gebildet. Sie sind aber auch durchaus noch nicht abgeschlossen; auf der großen Bruchlinie längs der Wahsatch-Berge wie längs der Sierra Nevada sowohl, wie auch auf vielen kleineren Bruchlinien haben noch in den letzten Jahren merkbare Verschiebungen stattgefunden und heiße Quellen springen überall längs dieser Linien. — Eine interessante Beobachtung wurde am Summer Lake und Albert Lake gemacht. Das mit Alkalien gesättigte Wasser dieser Seen verwandelt sich, wenn vom Sturme gepeitscht, rasch in eine Schaummasse, die mitunter mehrere Fuß stark wird; der Wind trägt diese weit übers Land, und die Büsche in der benachbarten Wüste sehen dann aus, als seien sie mit Blüthen bedeckt. Die Seen sind übrigens nichts weniger als konstant, manche sind in der letzten Zeit zu Playas eingetrocknet, dagegen sind Harney Lake und Malheur Lake gestiegen und haben sich zu einem Becken vereinigt, Goose Lake hat seine Ufer überschwenkt und Thorn Lake und Silver Lake haben sich vereinigt und sind, obschon früher hochgradig alkalisch, jetzt süß geworden. Letztere Erscheinung ist sehr wichtig. Schon in dem Berichte für 1881 machte Gilbert bei der Erforschung des quaternären Lake Bromneville auf die Erscheinung aufmerksam, welche er „the freshening of inclosed lakes by desiccation“ nannte, scheint aber wenig Beachtung gefunden zu haben. Trocknet ein mit Alkalien beladener See ganz aus, so können die ausgesunkenen Salze durch den zuletzt sich bildenden Playa-Schlamm so ganz abgeschlossen werden, daß später wieder zufließendes Wasser süß bleibt, und dieser Vorgang kann sich, wenn trockene Perioden mit feuchteren abwechseln, beliebig oft wiederholen. — Von großem Interesse ist, daß Russell trotz sorgsamster Nachforschung keine Spur einer allgemeinen Vergletscherung im großen Becken finden konnte. Auch Spuren lokaler Gletscherbildung fehlen, angenommen in der East Humboldt Range; und Russell spricht sich mit aller Bestimmtheit dahin aus, daß, seit die Gegend ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat, also seit dem Beginne der Quaternärzeit, Gletscher hier nicht bestanden haben.

Inhalt: Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. C. Mehlis: Die Houbirg. Eine keramische Studie. (Mit einem Plane.) — H. Brincker: Die Bewohner des Rama- und Damralandes. III. (Schluß.) — Dr. Stoll's Buch über Guatemala. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 26. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.